

Während sich generationenlang Dichter und Schauspieler reinlich voneinander geschieden hatten, scheint es, als ob unserer Zeit wieder eine Renaissance ihrer Vereinigung vorbehalten geblieben sei. Das hat zweierlei Quellen. Einmal neigt der „denkende“ Schauspieler, durchaus ein Produkt unserer Epoche, zum Schreiben — und andererseits hat das Wiedererwachen der Phantastik und des Spieltriebs in manchem Dichter die Lust geweckt, sich das bunte Kostüm seiner Gestalten selbst überzuwerfen. Jedenfalls ist heute, besonders in Deutschland und Frankreich, der schreibende Schauspieler und der spielende Dichter überall anzutreffen. Der Pariser Schauspieler Sascha Guitry, Sohn des berühmten Lucien, schreibt Stück auf Stück, Tristan Bernard, einer der besten und Louis Verneuil, einer der erfolgreichsten Dramatiker Frankreichs, treten zurzeit in ihren eigenen Werken auf, und wie praktisch es sein kann, wenn ein Autor gleichzeitig sein eigener Schauspieler ist, zeigt der Fall des Schauspieler-Dichters René Fauchois, der sich vor einiger Zeit in Paris in der Hauptrolle seines „Beethoven“ einen beträchtlichen Darstellerefolg geholt hatte, und der kürzlich nach Brüssel fuhr, um dort der Aufführung seines inzwischen auch in Berlin gespielten „Sprechenden Affen“ beizuwohnen. Der Brüsseler Darsteller des Sam Wick erkrankte plötzlich vor der Premiere und Fauchois „sprang ein“ und führte die von ihm nie gespielte Rolle mit Sicherheit durch . . .

Auch in Deutschland findet man heute, wohin man sieht, die Doppelbe-

schäftigung des Schauspieler-Dichters. Seltener, wie in früherer Zeit, in Gestalt eines ständig geübten Berufes mit seinen Wechselbeziehungen und -wirkungen, vielmehr meist in einer loseren Form; der des gelegentlich schreibenden Darstellers oder der des gelegentlich auftretenden Dichters, die auf der einen Seite immer einen leisen Beigeschmack von Zufälligem, ja fast — wenn auch manchmal in gutem Sinne — Dilettantischem hat. In die erste Kategorie gehören die schweren Naturen Friedrich Kayßler und Rudolf Rittner, ebenso wie der elegante Forster-Larinaga und der amüsante Paul Morgan. In die andere: der mit Problemen kämpfende Wilhelm von Scholz, der weltmännische Franz Blei und der witzige Egon Friedell. Vom Beginn der Friedellschen Theaterlaufbahn gibt es eine Anekdote, die hierher gesetzt zu werden verdient. Friedell, der bis dahin noch niemals auf einer Bühne gestanden hatte, wurde — vor der Inflation — von einem Wiener Theaterdirektor mit der ansehnlichen Gage von 500 Kronen im Monat engagiert. Tags darauf trifft er einen Freund, der ihm vorhält, wie er es wagen könne, Schauspieler zu werden, ohne etwas davon zu verstehen. Worauf Friedell ihn vorwurfsvoll ansieht und sagt: „Und nur aus dem einzigen Grunde, weil ich nichts davon verstehe, mutest du mir zu, monatlich 500 Kronen zu verlieren?“

Um zum Ernst zurückzukehren: die beiden markantesten und repräsentativsten Erscheinungen für den Typ des spielenden Dichters und des schreibenden Schauspielers in unserer Zeit sind